

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 22.

Dienstag, 27. Januar.

1931.

Die Puppe Virginia / Roman von Ery S. Gulden

(14. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie waren in eine Windströmung gekommen. Der Rutter flog vorwärts. Der Rahn schlingerte lustig hinterher. Alle Augenblicke stoben Wasserpritzer vom Bug her über Deck.

Das Reh schleifte.

Eine halbe Stunde ging so die Fahrt. Dann wurde es eingeholt. Ein kräftiger Ruck, ein breites Aufklatschen, es lag an Deck.

Unendliche Fülle tausendfältigen Lebens! Das bewegte sich, wimmelte, glitt, kroch, wühlte durcheinander. Da waren die grauen Krabben. Kleine, winzige und ganz große, dicke. Die zappelten, schnellten ein Stückchen vorwärts und blieben dann wieder liegen, die feinen Fädchen unaufhörlich bewegend. Da waren kleine Schollen und Seezungen. Die lagen ganz still und hilflos, schnappten nach Luft, rissen die Mäuler rund auf, und ihre Kiemen flatterten. Da gab es Seeigel und Seenadeln, Sterne und Rosen. Und Seeteufel. Sie atmeten schwer und schienen den Menschen anzusehen. Dieses allmächtige Geschöpf, das sie marterte. Arme Teufel!

Der Leichtmatrose lief mit bloßen Füßen in der Bente herum.

„Wir sind Schweine“, sagte Julian freundlich und nachdenklich.

„Nein, Menschen“, berichtete Thomas. Sein Gesicht war im Lächeln entspannt, denn er dachte an Gilda.

Der Matrose warf die kleinen Schollen und Zungen in weitem Bogen in das Meer zurück. Er fachte die Taschentücher vorsichtig um den Leib und hielt ihnen Krabben zwischen die Scheren.

Die Krebse flogen über Bord. Mit ihnen war nicht zu spaßen. Oft zog der alte Schiffer seine Hand aus dem wimmelnden Haufen.

„Au, du Satan!“

Endlich konnte man das Ergebnis übersehen. Was noch auf Deck lag, war unbrauchbar. Kleines Zeug, um das es sich nicht lohnte.

Der Matrose trug einen Eimer voll Krabben in die Kojen.

Spiritusgeruch zog nach oben. Der Rutter kreuzte. Die Insel tauchte wieder auf. Ein zartes, feines Pastellbild. Dünner bläulicher Nebeldunst hing darüber. Es ging inselwärts mit vollen Segeln. Die Sonne drang durch.

Der Leichtmatrose schwang sich geschickt aus der Kojen. Er brachte die Krabben, grobes Brot und einen Stein topf voll Butter.

Herzlich schmeckte das.

„Du hast mich vorhin belogen“, sagte Thomas plötzlich böse. „Du liebst sie doch.“

• Thomas lief am Strand entlang. Er war geradezu fanatisch mit diesen Wanderungen. Immer hatte er das Alleinsein zu gewissen Zeiten geschätzt. Jetzt aber war es ihm geradezu ein Bedürfnis. Er fand, daß er Gilda und Julian eine Chance geben müsse, und ging ihnen aus dem Wege. Es gab Augenblicke, da sagte sich Thomas: „Wozu bleibe ich hier? Ich habe lange genug gefaulenzt.“ Aber er blieb. Es war Sommer. Allzuviel wurde nicht versäumt. Und dann — fand er eine

selbstquälerische Freude daran, Julian und Gilda zu beobachten.

Er hatte wenig Erfolg und sagte sich: Wenn ich dabei bin, legen sie sich Beherrschung auf.

Er rannte drauf los. Unruhig. Voll Gedanken. Und dachte dabei: Da sieht man, wie nötig einem die Bewegung ist. Die Stadt macht uns faul.

Der Abend war warm und klar.

Der Leuchtturm schickte regelmäßig seinen breiten Lichtstreifen, viermal, zweimal, viermal, zweimal.

Thomas begegnete einsamen Paaren.

Erfolgt, dachte er, ob Gilda und Julian je so im Dunkel —

Thomas lief, als gälte es, einen Rekord aufzustellen.

Bald darauf verließ Thomas die Insel, nachdem Gilda es abgelehnt hatte, ihn zu begleiten. Nun stand sie auf dem Steg und sah dem Dampfer nach, so lange noch etwas davon zu erkennen war. Endlich blieb nur eine dünne Rauchfahne am Horizont.

Auch Thomas sah nach der Insel, bis sie im Meer versank.

„Pepper, mein Hund, komm zu mir“, sagte er, aber Pepper war böse. Er wäre lieber auf der Insel geblieben, die für ihn Sand und Spiel bedeutete.

Und dann war Arden fort, mit dem er sich so ausgezeichnet verstanden hatte. Pepper war eine restlos optimistische Natur. Er fand, bei aller Zuneigung, daß sein Herr die Dinge zu ernst nahm.

Schrecklich war ihm auch die Fahrerei, bei der man hin- und herschwanken mußte und keinen Appetit hatte. Pepper rollte sich zusammen. Nein, er wollte nicht kommen.

• So, der Alltag war wieder da. Nichts hatte sich geändert.

Rouff fühlte sich sehr einsam. Der Gedanke quälte ihn oft, ob Gilda womöglich mit Arden fahre. Unerträglich war diese bloße Möglichkeit. Aber wenn er sich irrte und Gilda käme bald zurück, dann sollte aller Anflug des Wartens und Grübelns ein Ende haben. Die ganze unzeitgemäße Romantik, die im Grunde eine lächerliche Unsicherheit war, eine, um es rund herauszusagen, Feigheit, die Rouff bei einem andern vielleicht verächtlich erschienen wäre. Damit sollte es aus sein.

Wenn er nur wüßte, ob Gilda ihn liebte?

Ein ferner Tag stieg aus der Erinnerung auf.

Ein Bild.

Und etwas, das sich wieder hemmend vor eine beglückende Gewißheit schob.

„Wenn sie jetzt hier wäre“, wünschte Thomas sehnsüchtig, „dann würde ich ihr alles sagen.“

Es dauerte jedoch noch eine ganze Woche, bis Gilda zurückkehrte.

Thomas holte sie von der Bahn ab. Er war schon eine geraume Weile auf und ab gelaufen. Nie war ihm Gilda so strahlend schön erschienen wie jetzt, wo sie glücklich in froher Erwartung auf ihn zukam.

Thomas wollte sie an sich ziehen. Er wollte sie rüffen und nie wieder von sich lassen.

Nein, das ging nicht.

Nicht hier, mitten auf dem Bahnhof, wo müßig starrende fremde Gesichter sie neugierig musterten.

Und er sagte schroff:

„Wo ist Julian?“

Der Zauber der Minute war dahin.

Die Freude in Gildas Gesicht erlosch.

„Er ist längst in Paris“, sagte sie und fügte in fast unbewusster Absicht, Thomas zu tranken, hinzu: „Ich werde auch hinfahren. Was soll ich hier?“

Thomas Rouffis Augen wurden stahlhart.

Er war ein Narr und verdiente es, so behandelt zu werden. Er beschäftigte sich mit dem Gepäc.

„Bald?“ fragte er und hielt den Kopf gesenkt. Gilda Donovan aber sah aus dieser Bewegung alles, was Thomas ängstlich zu verbergen bemüht war.

„Ich weiß nicht“, sagte sie langsam, „vielleicht warte ich noch ein wenig. Ja, ich warte noch.“

Sie war entschlossen, daß Thomas von selbst zu ihr kommen sollte.

Zu dieser Zeit starb Bernhard Vinter. In Industriellentreisen hatte man schon lange von seiner Krankheit gesprochen. Thomas wäre gern einmal zu ihm gegangen. Es schien ihm jedoch ein wenig peinlich, und er unterließ es. Schade, er mochte den alten Herrn gerne. Und nun war Vinter tot.

Es tat Thomas aufrichtig leid. Als er an dem großen Haus mit geschlossenen Vorhängen vorüberfuhr, beschloß er, Frau Virginia Kerckhoven ein Beileidstelegramm zu schicken. Es war ihm, als bewiese er dem Toten seine Sympathie damit.

Auf dem Postamt fand Thomas das Stückchen Papier mit den üblichen Worten doch gar zu nüchtern. Er fuhr zu seinem Blumenlieferanten und bestellte etwas Wundervolles. Er bekam nie zu wissen, daß diese Handlung Anlaß zu allerlei Vermutungen und Äußerungen gab.

Virginia hatte ein paar Tränen vergossen. So viel, daß Verwandte und Freunde sehen konnten, wie sehr sie trauerte. Die schwarze Kleidung störte sie maßlos, bis sie sich entschloß, sie interessant zu finden. Sie trug Perlkette, Ohrringe und Armbänder dazu. Ihr gelbes Haar machte bei dem stumpfen Schwarz der Trauerstoffe den Eindruck von Christbaumschmuck.

Ferry besah sich diese Ausmachung mit Bedacht.

„Es fehlen noch ein paar Straußfedern auf dem Kopf“, sagte er.

Virginia maß ihn mit einem verachtenden Blick.

Fanny Kerckhoven, die in diesen Tagen viel mit ihrer Schwiegertochter zusammentam, nahm sich den Sohn ordentlich vor.

„Wie kannst du so töricht sein“, schimpfte sie. „Willst du dir alles verderben? Virginia ist jetzt schwerreich. Man sollte wirklich meinen, daß du nicht ganz normal bist.“

„Ne, bin ich nicht. Etwas will man wenigstens vom Leben haben“, sagte Ferry.

„Du wirst noch mal ein trauriges Ende nehmen“, prophezeite Frau Kerckhoven ihrem Sohne.

„Ohne jeden Zweifel“, gab Ferry freundlich zu.

„Ich sage ja, du bist verrückt. An das Geld denkst du nicht, an das schöne Geld!“

Doch, Kerckhoven dachte daran. Er hörte kaum etwas anderes. Von Florence, von Virginia, von seinen zahllosen Gläubigern.

„Ekelhaft“, dachte er

Er war nun einmal kein Finanzgenie, was konnte er dafür? Er hatte böse gewirtschaftet. Die Weiber kosteten ein Vermögen. Aber nun mußte sich alles regeln, wenn Virginia —

Wahrhaftig, seine Mutter hatte recht. Er durfte es jetzt nicht verderben mit Virginia. Die Zukunft konnte einen ungeahnten Aufschwung bringen. Der alte Vinter hinterließ geradezu ekelhaft viel Geld. Damit konnte man Ordnung schaffen, und vor allen Dingen Florence zum Teufel schicken. Es würde eine hübsche runde

Summe kosten, immerhin war es billiger als Florences Liebe, und die Sache war dann ein für allemal zu Ende.

Kerckhoven dehnte sich im Bewußtsein kommender Freiheit. Virginia war weiter kein Hindernis. Die war viel zu sehr mit ihrer eigenen Person beschäftigt. Ferry fand, ganz ohne Beschönigung, daß er in einer Zwischmühle läge. Hier Florence, die er ohne Virginias Geld nicht loswerden konnte — da Virginia, ohne die er Florence bis ins Unabsehbare behalten mußte.

„Schwarz steht dir besser als alles andere“, sagte er bei der nächsten Gelegenheit.

„Findest du?“

Virginia fragte etwas spitz, aber sie warf doch einen Blick über die Schulter:

„Du gönnst mir nur, daß ich mich so verunstalten muß.“

„Aber Kind, wie kannst du nur so etwas von mir denken“, sagte Ferry entrüstet.

„Dann begreife ich nicht, daß du mir nicht längst einmal gesagt hast, ich solle Schwarz tragen.“

„Seit wann tatest du, was ich dir sagte?“

„Du hast dich doch nie um mich bekümmert. Deine Frauentzimmer gehen doch vor.“

„Und deine Sportfreunde.“

Dieser angenehme Dialog verlief bis ins Endlose, wie das schon die Regel war.

„Und überhaupt, wenn du von mir fort willst, dann sage es nur ruhig, ich setze dir kein Hindernis in den Weg. Mir ist das egal — hörst du?“

Ja, Ferry hörte es und bekam keinen gelinden Schrecken.

„Wer spricht denn davon? Du beleidigst mich in einer Weise — und warum das alles? Weil ich dich schön finde. Du bist sehr nervös, aber ich nehme es dir nicht übel. Es ist verständlich.“

„Du findest mich also wirklich schön?“

Ferry nahm die Haltung eines Sonnenanbeters an.

„Es gibt für mich nur eine Frau, das muß dir genügen“, orakelte er.

Für dieses Mal war er gerettet.

(Fortsetzung folgt.)

Und das alles in 100 Jahren.

Vor 75 Jahren die letzte Hexe erschlagen. — 1813 der letzte Scheiterhaufen in Berlin. — Vor 99 Jahren die erste Gasbeleuchtung. — Vor 50 Jahren Telefon und Glühlampe. — Vor 20 Jahren die ersten gelungenen Flüge.

Von Bruno S. Bärzel

Wenn Chammurabi, der große König der Babylonier, der um 2000 vor Christo regierte, zur Nachtzeit in seinen Staatsakten lesen wollte, so mußte er sich eines Öllämpchens bedienen. Wenn Goethe, der 1832 starb, nach Einbruch der Dunkelheit arbeiten wollte, so mußte er, obwohl inzwischen nahezu vier Jahrtausende vergangen waren, genau so wie Babylons großer Herrscher die Öllampe anzünden. Gewiß, sie war inzwischen etwas verbessert worden, hatte eine andere Form erhalten, aber es war doch immer noch eine nach unseren heutigen Begriffen kümmerliche Beleuchtung. Goethe hat sich über diesen Lichtspender weiblich geärgert, dessen Docht schnell kohlte und immer wieder gesäubert werden mußte; das erleben wir deutlich aus dem poetischen Stoffseuffer: „Nicht nichts, was sie Besseres erfinden könnten, als daß die Lampen ohne Bogen brennten.“ — Aber unser Beispiel von der Öllampe ließe sich verhundertfachen! Chammurabi wie Goethe, obwohl durch 4000 Jahre voneinander getrennt, hatten kein anderes Mittel, um eine Botschaft schnell 50 Meilen weit zu tragen, als einen reitenden Boten, und für beide hatten die Worte Raum und Zeit einen Wert, einen Begriff, der uns abhanden gekommen ist, weil 1000 technische Möglichkeiten es uns erlauben, weite Räume in schneller Zeit zu überbrücken, in einem Tage das auszuführen, was man früher nicht in einer Woche erledigen konnte.

Hier liegt der Schlüssel zu den 1000 Wertwürdigkeiten, 1000 Schwierigkeiten unseres Zeitalters. Es ist eben nicht wahr, daß wir heute Lebenden eine Epoche der Menschheitsgeschichte durchwandern, wir andere auch. Von den Zeiten Goethes bis zu uns, also in einem einzigen Jahrhundert, hat sich das Ge-

licht der Welt, haben sich die Lebensräume, die Lebensmöglichkeiten und Bedingungen vollkommen gewandelt, während sie in den vier Jahrtausenden von Chammurabi bis zum Weisen von Weimar in den Hauptzügen gleich blieben. Gewiß man wußte zur Zeit Goethes, daß die Erde ein kleiner Stern ist, der um die Sonne läuft, man hatte manchen alten Aberglauben abgetan und einen neuen Glauben angenommen; alte Reiche waren inzwischen zugrunde gegangen und neue blühten, aber das Leben der großen Massen hatte sich wenig gewandelt, die Lebensformen sich nicht von Grund auf verändert, wie es eben in diesem einen Jahrhundert bis zu uns geschehen ist.

Man ist immer geneigt die Leistungen der alten Kulturen zu unterschätzen und unsere zu überschätzen, weil die Zeit reich ist an sinnlichen Außerlichkeiten, die uns eben die Technik geschenkt hat, Massenbetrieb, Maschinentempo allen zugänglich machen. Und doch gab es auch damals weise Gesetze mit sehr vernünftigen und humanen Bestimmungen, gab es eine hohe Kunst, gab es ein altes reiches Wissen um viele Erscheinungen der Natur und der Menschenwelt, gab es auch damals tiefes religiöses Empfinden und Suchen. Vergessen wir doch nicht, daß es vor 100 Jahren noch vielfach auch in der abendländischen Welt recht dunkel aussah, so dunkel, daß wir es kaum noch verstehen. Erinnern wir uns, daß noch vor 75 Jahren in unserem Vaterland Hengen durch L. S. Bost abgeurteilt und erschlagen wurden, daß ein ordentlicher Gerichtshof in Clarus eine junge Dienstmagd wegen Hexerei enthaupten ließ, als Goethe schon 33 Jahre alt war! 1813 brannte in Berlin der letzte Scheiterhaufen! 1809 wurde die Leibeigenschaft in Preußen offiziell aufgehoben; noch vor hundert Jahren mußten alle chirurgischen Operationen ohne Betäubung vorgenommen werden und selbst ein so altes Kulturland wie Frankreich hat erst seit 50 Jahren die allgemeine Volksschule!

Solche Betrachtungen können uns lehren, in welchem rasenden Tempo die Entwicklung in den letzten hundert Jahren verlief. Fügen wir noch einige Daten hinzu, die das unterstreichen: Vor genau hundert Jahren wurden in Berlin die ersten Straßen mit Gasbeleuchtung versehen, vor 90 Jahren fuhr in Deutschland der erste Eisenbahnzug ab, vor 85 Jahren wurde bei uns die erste Telegraphenlinie eingerichtet. Seit 60 Jahren gibt es eine Dynamomaschine, vor noch nicht 50 Jahren kam das Telefon auf und ebensoviele gibt es Glühlampen. Den Kinematographen kennt man seit knapp 30 Jahren und erst zweieinhalb Jahrzehnte sind es her, daß Dumont und die Gebrüder Wright die ersten gelungenen Flüge machten.

Wir haben in einem einzigen Jahrhundert eine Umgestaltung der Welt erlebt. Die Umwandlung der Staaten Europas von Agrar- in Industrieländer, mit all ihren schwierigen wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Problemen. Ja auch kulturelle Probleme knüpfen sich an diesen Umsturz einer Welt, und sie sind für den geistig orientierten Menschen vielleicht noch wichtiger als tausend Außerlichkeiten! Oswald Spengler hat einmal die geistvolle Bemerkung gemacht, daß Plato, der große griechische Philosoph, und Goethe Zeitgenossen waren, obwohl der eine zweieinzwanzig Jahrhunderte vor dem anderen gelebt hat. Wie richtig ist das gesehen! Beide hätten sich durchaus verstanden, hätten sie miteinander sprechen können, denn beide waren durchaus geistige Menschen, immer Herz und Sinn den ewigen großen Fragen und Schönheiten zuwendend. Dagegen würde Goethe mit sehr vielen bedeutenden Leuten von heute, die nur um ein Jahrhundert von ihm getrennt sind, nicht die geringsten geistigen und weltanschaulichen Berührungspunkte haben. Weltwirtschaftliche und technische Probleme stehen heute im Vordergrund des Interesses und des Bedürfnisses, die großen Männer von heute, die sie beherrschten, sind von einer vollkommen anderen geistigen Struktur, sind aus einem völlig anderen Holz geschnitten als Menschen wie Plato und Goethe: sie unterscheiden sich von ihnen, wie sich ein junger Spinnett gejungeres Lied aus der Viedermeierzeit unterscheidet von einem Jazzband-Song.

Die ganze Seele des abendländischen Menschen mußte sich in diesen hundert Jahren ändern, sonst wäre er zugrunde gegangen unter dem Wogenprall des Zeitgeschehens, im rasenden Umschwung des Zeitenrades. Weltverkehr, Wirtschaftliche Rivalität der Völker, Großstadt-Zivilisation, Lösung von der Scholle, von der Natur, moderne Arbeiterbewegung, Tempo des Maschinenzeltalters in der Arbeit wie im Vergnügen, all das und vieles andere kommt jetzt, stellt Probleme, die riesengroß sind und in einem wilden Strudel, in dem sich alles fortwährend verändert, schnellstens gelöst werden müssen. Welche Aufgaben sind in diesen hundert Jahren an den Menschen herangetreten!

Wahrlich wir leben in einer schweren Zeit, aber auch in einer Menschheits Epoche, die so interessant ist, daß kommende Geschlechter uns beneiden werden, sie durchlämpft zu haben. — Im Winter friert das Polarmeer, es wird zu einer toten starren Fläche; wohl kaum man sie getrost überschreiten, aber sie ist von tödender Langeweile und Einsamkeit. Aber wenn der Sommer kommt

dann brechen donnernd die Schollen, sich überschleudend, zerstampend, kommt alles in Bewegung, grandios und voller Gefahren. In einer solchen Epoche leben wir, Kämpfer einer neuen Welt und neuer Weltanschauung!

Der Saal der 100 Vasen.

Vor Zeiten lebte in China ein Kaiser, der ein großer Porzellanfreund war. Vasen aller Art prangten in seinem Palaste. Die hundert schönsten aber waren in einem besonderen Saal aufgestellt, der streng bewacht wurde.

Eines Tages jedoch geschah es trotz der Wachen, daß ein junger Mann darin eine der Vasen mit dem weiten Armel seines Gewandes streifte, so daß sie zu Boden fiel und in tausend Stücke brach.

Butenibrannt über den Verlust des kostbaren Stückes befahl der Kaiser, den Mandarinen binnen vierundzwanzig Stunden hinrichten zu lassen. Als sich der Kaiser am anderen Morgen anschickte, das Todesurteil vollstrecken zu lassen, näherte sich ihm ein alter Mann und sagte bescheiden:

„Sohn des Himmels, ich weiß ein geheimes Mittel, Vasen unzerbrechlich zu machen. Laß mich in den Saal der hundert Vasen führen, und du wirst sehen, daß ich die Wahrheit gesprochen habe.“

Also gleich ließ sich der Kaiser von dem Alten in den Saal der hundert Vasen geleiten. Dort aber nahm der Alte seine Krüden, und noch ehe der Kaiser und sein Gefolge sich aus der Erstarrung des Schreckens lösen konnte, hatte der alte Mann die neunundneunzig Vasen in kurz und kleine Stücke zer schlagen.

„Elder, was hast du getan?“ rief der Kaiser und war wie von Sinnen.

„Nichts als was mir recht schien“, antwortete der Alte. „Jede der anderen neunundneunzig Vasen hätte ein Menschenleben kosten können. Nun kannst du mir für alle zusammen nicht mehr als eines nehmen. Ich bin bereit, es hinzugeben. Verfüge über mein Haupt!“

Da aber gereute den Kaiser, was er getan, und er ließ den jungen Mandarinen vom Richtpfahl losbinden und begnadigte ihn. Der alte Mann aber lebte bis an seiner Tage Ende hochgeehrt am Hofe des Kaisers.

(Nachzählt von T h e a R e i m a n n.)

Protest der Spaken.

Herr v. Schilberich, der Spakenführer, wohnt in unseren städtischen Anlagen auf Baum Nummer sechs. Meist sitzt er dort da, frech und aufgeplustert — er ist der Stärkste seiner Artgenossen — auf der Spitze des hohen weitverzweigten Baumes, wenn er nicht gerade auf Raub auszieht. Alle anderen Spaken in dem Gebiete sind ihm untertan. Da ihnen dies nicht behagt — sie sind fast genau so frech und vorlaut wie er —, bleibt er meist unbeschäftigt. Nur in Zeiten der Not sammeln sie sich gern um den noch Stärkeren.

Jetzt ist so eine Zeit der Not. Auf einmal ist die Kälte gekommen. Die Spaken fliegen von einer Stelle zur anderen, suchen überall nach etwas Futter; sie finden aber nichts. Alles ist hart; ungenießbar. Sie suchen die Fensterbänke ab, auf denen sie wohl mal ein Krümchen gefunden haben, aber sie finden auch hier nichts. Die Menschen mögen das Fenster nicht öffnen, damit keine Kälte hereinkommt. „Schilb, Schilb, Schilb“, rufen die Spaken. Ihr Magen knurrt. „Dunger, Dunger“, schreit er.

Da fliegen die gesiederten Straßenräuber auf den hohen Baum zu ihrem Führer, bei dem schon eine ganze Menge Spaken sitzt. Die keinen Plak mehr bekommen können, setzen sich auf die Nachbarbäume. Und dann geht das Schnattern, das Schilven, das Klagen, das Protestieren los. Das Geschrei des einzelnen Sperlings hört sich wohl als etwas frech und vorlaut an. Wenn aber eine ganze Herde von Spaken, 500 oder auch 1000 Stück — so viel sind es sicher —, schilven, dann lautet es ganz anders. Der eine Ton schwächt den anderen ab und man glaubt, ein großes Klagen zu vernehmen, so hilflos und mitleidlos klingt es. „Hilf uns doch, lieber Schilberich, hilf uns doch, wir verhungern“, rufen sie ihrem Führer zu, der aber selbst ganz ratlos ist. Er leidet selbst auch Hunger, kann gar nicht helfen. Sein Schilb-Schilb klingt auch viel schwächer als sonst. Aber daß der starke Herr Schilberich auch hungern muß, jöhnt die anderen Spaken etwas mit ihrem Schilb aus. Man erträgt die Not viel leichter, wenn man sieht, daß die Stärkeren auch darunter zu leiden haben. Bei den egoistischen Spaken ist es wenigstens so. Einträchtigkeit lösen sie alle beieinander.

R. B.



Berühmte Mütter.

Von Ilse Heide.

Aus einem neuen Buch der feinsinnigen Schriftstellerin „Berühmte Frauen der Weltgeschichte“, das bei F. A. Herbig G. m. b. H., Berlin, soeben erschienen ist.

Die Anzahl berühmter Mütter ist nicht klein, und eine interessante Aufgabe wäre es, ihrer Beziehung und inneren Bedeutung für ihre Söhne nachzugehen. Die erste klassische Mutter sozusagen ist Cornelia, die berühmte, stolze Mutter der großen römischen Volkshelden, der Gracchen. Schon deshalb erwähnenswert, weil sie wohl als erste sich mit vollem Bewußtsein und größtem Stolz als Mutter bedeutender Söhne empfand und ihren eigenen Wert in solcher Mutterkraft sah.

Erinnern wir uns auch, daß während des ganzen Mittelalters die Gestalt einer Mutter neben der ihres Sohnes stand und vielfach statt seiner zum Mittelpunkt und Brennpunkt der Empfindungen wurde. Maria, die Jungfrau und Gottesmutter.

Zu den großen Müttern späterer Zeit gehört Maria Theresia, die Mutter Josephs II., Marie Antoinettes, der Karoline von Neapel, gehört die stolze, feurige, mächtige Patitia Ramolino, die Mutter des Bonaparte, eine Frau, die von Natur dazu geschaffen, die Mutter eines der größten Genies und vieler starker Kinder zu werden. Nachdentlich mag es auch stimmen, daß die großen Mütter fast niemals Mütter nur von Einzelkindern waren, oder, von der anderen Seite gesehen, daß die Einzelkinder selten zu Genies wurden! Ein tragisches Beispiel wäre etwa Lisa Braun, deren hochbegabter Sohn im Kriege fiel.

Dem deutschen Herzen steht am nächsten von allen Müttern eine schwarzäugige Frankfurterin, Frau Rat Goethe. Achtzehnjährig wird dies heitere, fluge, phantasievolle Geschöpf, das man einem um zwanzig Jahre älteren, strengen, nüchternen, grausam pedantischen Mann zur Ehe gegeben hatte, die Mutter ihres Wollgangs. Ihre Frohnatur und ihre Lust zum Fabulieren strahlen über seiner Kindheit. Ein gesunder, praktischer Blick für Dinge und Menschen, eine vorurteilslose Duldsamkeit gegen andere, ein prächtiger Mutterwitz, große Empfänglichkeit für die Natur und für die Kunst machen sie liebenswert, daneben eine wundervolle Warmherzigkeit und eine aufrechte, gesunde Frömmigkeit. Phantasie und die Fähigkeit zum glücklichen Ausdruck ihrer Empfindungen sind weitere Punkte der Verwandtschaft mit dem Sohn. Unbekümmert um Gelehrsamkeit und Bildung tollt sie, die den Kindern ja im Alter viel näher steht als dem Gatten, mit ihnen als drittes der Geschwister in dem alten Hause am Hirschgraben umher. So beargwöhnt sie aber als Mutter ihres Sohnes ist, so unwahrheitlich wirkt sie auf den ersten Blick als Mutter der ersten und strengen Tochter, Cornelia Goethe. Noch etwas anderes verdient bemerkt zu werden: was für eine stolze, zurückhaltende Mutter ist diese Frau Rat! Wie wenig hat sie den Sohn gesehen! Niemals hat sie sich in seine Lebensjahre gedrängt, um sich im Ruhm des Sohnes zu sonnen. Wie aufrichtig erscheinen neben ihr andere, durch einen bedeutenden Sohn beglückte Mütter! Diese Unaufdringlichkeit wiederum zwingt zu dem Schluß, wie stark und sicher und freudig ihre Natur in sich selber ruhte. Auch den sonst so typisch weiblichen Familiensinn und Familienegoismus kann sie nicht befehlen haben, sonst hätte sie nicht mit einer solchen Güte und Warmherzigkeit sich zu der vielgeschmähten Christiane Vulpius und dem illegitimen, so gar nicht standesgemäßen Bunde des Sohnes bekannt. Ein herrliches Zeugnis ihres Menschentums ist jener Brief, den sie im Jahre 1785 schrieb, als Christiane wieder ein Kind erwartete.

„Lieber Sohn“, so heißt es, „hier kommt der Judentram, wünsche damit viel Vergnügen. Auch gratuliere zum künftigen neuen Weltbürger. — nur ärgert mich, daß ich mein Entsetzen nicht darf ins Anzeigenblättchen legen lassen, — und ein öffentliches Freudenfest anstellen. — Doch da unter diesem Mond nichts Vollkommenes anzutreffen ist, so tröste ich mich damit, daß mein Hütchen vergnügt und glücklich in einer fatalen Ehe ist. Küsse mir Deinen Bettstich und den kleinen August — und sage leisterem, daß das Christkindlein ihm schöne Sachen bringen soll. Leb wohl, grüß alles, was Dir lieb ist, von Deiner treuen Mutter Goethe.“

Die berufstätige Frau als Hausfrau.

(Eine Umfrage.)

Wie die Frau, die den Tag über in ihrem Beruf tätig ist, zugleich ihre hausfraulichen Pflichten erfüllen soll, ist eine schwierige Frage, die heute viele bewegt. Einige Beiträge zu ihrer Lösung werden durch die Antworten gegeben, die Minni Brieslander auf eine Umfrage bei den Vertreterinnen der verschiedensten Berufe und Stände erhielt und in „Scherls Magazin“ veröffentlicht. Eine bekannte Rechtsanwältin schreibt, daß sie die liebgezwonnene Angewohnheit ihrer Junggesellenjahre, morgens bis 9 Uhr zu schlafen, habe aufgeben müssen. Sie erscheine spätestens um 8 Uhr beim Frühstück und habe dann noch 1 bis 1½ Stunden frei, um das Wichtigste in ihrem Haushalt zu regeln: „Man muß die Dinge nur richtig anfangen — das entscheidet!“ — Eine Gymnasiallehrerin hebt hervor, daß die Grundbedingung dafür, daß die Frauen diese doppelte Aufgabe bewältigen, in der verständnisvollen Hilfe des Gatten liege; außerdem müsse man die Kunst erlernen, jede noch so kleine freie Spanne Zeit auszunutzen: „15 Minuten Haushaltbuch, 15 Minuten Wäscheplan, 15 Minuten für die Küche — so setzt sich meine Tätigkeit als Hausfrau zwischen meinen anderen Berufsstunden zusammen, und ich glaube, daß es mir immer noch gelungen ist, einen geordneten Haushalt zu führen.“ — Eine Bureauvorsteherin, die zwei halbwüchsige Kinder und keine Hausangestellte hat, bekennt, daß ihr die Leitung ihrer Haushaltung nur durch die Mitwirkung ihrer beiden Kinder möglich sei. „Für uns berufstätige Frauen“, schreibt sie, „ist es das Wichtigste, unsere Kinder ganz früh schon zur Selbstständigkeit in jeder Beziehung zu erziehen. Es gibt keine bessere Hilfe für uns als diese kleinen Leute — Hilfe nicht nur durch die tatsächlichen Dienste, die sie uns leisten können, sondern auch durch ihre besondere Einstellung zu uns; ihre Achtung vor unserer Arbeit, ihren immer wachen Wunsch, uns zu helfen. Bei solch einem Leben werden Kinder ganz von selbst zu Kameraden. Alles teilen sie mit uns, Freuden und Sorgen, und es erwacht in ihnen ein Verantwortungsgefühl, das man ihnen mit Ermahnungen und moralischen Vorhaltungen nie und nimmer geben kann.“ — Eine Photographin, die Leiterin eines großen Ateliers, führt ihren Haushalt — schriftlich: „Wenn ich des Abends heimfahre, dann wird umgeschaltet. Beruf wird abgeknipst, Haushalt leuchtet auf. Dann zünde ich den Bleistift, den Notizblock und es entsteht die Liste der Erinnerungen, Fragen, Forderungen: Wäsche abholen, Schuhe zum Besohlen, Oberhemden zur Ausbesserin, Preiselbeeren einmachen usw., weil diese Reihe ja unendlich ist. Und auf diese Weise gibt es kein Mißverständnis, keinen Vorwurf. Den Zettel gebe ich am Abend meiner Stütze, die ihn mir am nächsten Tage, beantwortet, wieder vorlegt. Eine zweite Frageliste wird für die Kindergärtnerin vorbereitet, so daß ich, obwohl ich die Kleinen nur noch kurz vor dem Einschlafen sehe, doch immer genau ihren Tageslauf kenne. Der Abend gehört dann unbehelligt von häuslichen Lasten und Pflichten, meinem Mann.“ — Eine Kunstgewerblerin, die ihren ganzen Haushalt selbst beorgt, schwört auf die Hilfe der neuzeitlichen Technik: „Mein Staubsauger, meine elektrische Kochplatte, die Tee- und die Kaffeemaschine, das Küchenwunder und wie alle billigen Hausgeister heißen, sind meine besten Diener und Freunde. Oberster Grundsatz: Früh aufstehen und zuerst, vor allem andern, sämtliche Hausarbeiten erledigen!“ — Die Direktrice eines führenden Modehauses hat aus ihren langjährigen Erfahrungen den Schluß gezogen, daß es vor allem darauf ankommt, seine Hausangestellten ganz auf sich einzustellen und sie so zu erziehen, daß man vollständig entbehren kann wird.

Erprobt — probieren Sie es auch!

Feiten Kopfsalat möchte jede Hausfrau zu Tisch bringen. Will man die Blätter fest machen, so gebe man dem Wasser, in welchem man den Salat wäscht, einige Tropfen Zitronensaft oder einen Eßlöffel voll Essig bei. Gleichzeitig entfernt man dadurch auch die Insekten.

Hartgewordene Gummiringe! Die Gummiringe, besonders die der Einmachgläser, werden in der Zeit, in der sie nicht benutzt werden, meistens hart und brüchig. Um sich die Ausgabe für neue zu ersparen, lege man sie etwa zwanzig Minuten in folgende Lösung: Auf zwei Teile Wasser kommt ein Teil Salmiakgeist. Die Ringe sind wieder weich.